



ERZBISTUM VADUZ

FÜRSTENTUM LIECHTENSTEIN

Predigt

bei der Feier des Patroziniums in der Kathedrale St. Florin in Vaduz am 16. November 2025

Liebe Schwestern und Brüder!

Die Schrifttexte, die wir heute gehört haben, kommen zugegebenermaßen zur Feier eines Patroziniums etwas ungelegen. Nicht nur, dass von Krieg, Verfolgung und Naturkatastrophen die Rede ist. Zudem heißt es gleich zu Beginn ziemlich unverblümt: Der Tempel, mit schön bearbeiteten Steinen und Weihegeschenken geschmückt, wird niedergerissen, kein Stein bleibt auf dem anderen. Ein etwas unsympathisches Bild, wenn wir heute den heiligen Florin, den Patron unserer Kathedrale, feiern und die Kirche so schön geschmückt ist und alles in festlichem Glanz erstrahlt. Es scheint, als wolle uns die Heilige Schrift einen kleinen Strich durch die feierliche Stimmung des heutigen Tages machen.

Aber man kann es auch anders sehen. Gegen Ende des Kirchenjahres richtet sich der Blick der biblischen Lesungen immer auch auf das Ende der Zeit. Die Heilige Schrift erinnert uns daran, dass die Welt endlich und gerade deshalb offen auf den hin ist, der am Ende kommen wird. Christus ist es, der das Zerbrochene heil macht, das Unvollständige vollendet und die Schöpfung zur Fülle führt. Apokatastasis, Wiederherstellung aller Dinge haben das die Theologen der ersten Jahrhunderte genannt (vgl. Apg 3,21; Kol 1,20). Wann dieser Tag des Herrn kommen wird, wissen wir nicht. In den endzeitlichen Texten lehrt uns Jesus, vom Ende her zu denken. Denn von dort her erhalten die Dinge und unser Leben ihr Gewicht und ihre besondere Bedeutung. «Respice finem» - in allem, was du tust: Bedenke das Ende! (vgl. Sir 7,40)

In eine ähnliche Richtung weist auch eine Frage, die im Alltag oft gestellt wird: „Was wird das, wenn es fertig ist?“ Auch sie lenkt unseren Blick auf den Sinn und das Ziel von allem. Wenn wir unser Leben im Licht des Evangeliums vom Ende her denken, können wir drei kurze Gedanken aus der heutigen Evangelienstelle ableiten.

I.

Immer, wenn vom Jenseits und der Vergänglichkeit der Welt die Rede ist, liegt die Versuchung nahe zu sagen: Wozu sollen wir überhaupt etwas tun? Welchen Sinn hat es, sich für das Gute einzusetzen, wenn Gott am Ende ohnehin alles richten wird? Ein Text des Zweiten Vatikanischen Konzils gibt darauf eine unmissverständliche Antwort, die deutlicher nicht sein kann: „Ein Christ, der seine irdischen Pflichten vernachlässigt, versäumt damit seine Pflichten gegen den Nächsten, ja gegen Gott selbst und bringt sein ewiges Heil in Gefahr.“ (GS 43)

Das heißt: Unsere Verantwortung endet nicht, weil, wie wir hoffen, Gott am Ende alles gut macht. Im Gegenteil: Gerade weil Gott das letzte Wort hat, ist es unsere Aufgabe, das Vorletzte ernst zu nehmen. Vom Ende her zu denken, führt nicht in Passivität, sondern zur Verantwortung. Wir können die Welt nicht retten, aber wir sollen sie gestalten. Wir können keine Vollendung schaffen, aber wir können Spuren des Reiches Gottes in den Alltag legen: in unsere Arbeit, unsere Beziehungen, in den Vereinen, in unserer Pfarrei.

Wer sich auf diese Weise einbringt, tut nicht etwas trotz der Vergänglichkeit, sondern etwas aus der Hoffnung heraus, dass Gott alles vollenden wird, was wir nur unvollkommen beginnen können.

II.

Zweitens finde ich, dass dieses Evangelium kluge Hinweise gibt, wie man sich in Zeiten des Umbruchs und des Endes verhalten soll. Man soll nicht mit Hektik und Panik reagieren, sich nicht von der Angst lähmen lassen, aber auch nicht in einen übermotivierten Aktivismus verfallen. Jesus rät vielmehr, im Vertrauen standhaft zu bleiben: Vertrauen darauf, dass Gott auch in den Brüchen der Geschichte gegenwärtig ist; dass er nicht abwesend ist, wenn Sicherheiten bröckeln; Vertrauen darauf, dass auch die endzeitlichen Geschehnisse nur Durchgangsposten ist – gleichsam ein Ende, ohne das kein neuer Anfang möglich ist. Die endzeitlichen Texte stehen nicht zufällig direkt vor den Berichten über das Leiden, Sterben und die Auferstehung Jesu. Denn sie verweisen im Grunde auf die Ostererfahrung: Es ist nicht alles aus, wenn alles zu Ende zu gehen scheint. Das Ende ist vielmehr nur ein neuer Ausgangspunkt, an dem Gott sein rettendes Handeln erweist. Vom Ende her denken, heißt also auch: von Ostern, von der Auferstehung Jesu her auf unsere Welt blicken.

III.

Der dritte Gedanke des Evangeliums betrifft die Frage der Orientierung. Jesus spricht von Zeichen des Endes – Kriegen, Erschütterungen, Verfolgungen – und warnt gleichzeitig vor jenen, die zu viel wissen wollen, und vor denen, die behaupten: „Ich bin es“ oder „Die Zeit ist da“. Jesus warnt mit einem Wort vor falschen Sicherheiten und selbsternannten Heilsbringern. Und er mahnt: „Lasst euch nicht irreführen.“ Das ist ein Aufruf, den inneren Kompass zu schärfen. Wenn das Ziel klar ist, kann man die Richtung besser prüfen. Denn vom Ende her zu denken, heißt auch, in der Gegenwart aufmerksam zu sein und zu unterscheiden, was wirklich von Gott kommt und was nicht. „Lasst euch nicht irreführen“ heißt dann, unterscheiden zu lernen, was Leben fördert und was nicht; was Dauer verleiht inmitten der Umbrüche und was nicht.

Liebe Schwestern und Brüder!

Vielleicht passt das Evangelium doch gut zu einem Patrozinium. Denn es führt uns zurück zu den Grundlinien unseres Glaubens und bündelt sie alle in einem Gedanken: Denkt vom Ende her!

- Das letzte Wort liegt bei Gott, jedoch haben wir im Vorletzten eine Verantwortung.
- Das Wesen des Glaubens liegt im Vertrauen auf Gott.
- Und: Vom Ende her denken, heißt, in der Gegenwart den Kompass zu schärfen und genau hinzuschauen, Glauben und Leben fördert und was nicht.

So wird die Frage „Was wird das, wenn es fertig ist?“ zu einer Haltung des Vertrauens, die uns in der Gegenwart leitet und uns der Vollendung entgegengehen lässt, die Gott selbst bereiten wird.